

Zeitschrift: Nebelspalter : das Humor- und Satire-Magazin
Band: 110 (1984)
Heft: 6

Rubrik: Von Haus zu Haus

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 31.03.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



Von Haus zu Haus

Ilse Frank

Zwiespalt

Vier Wochen vorher plötzlich die Überlegung: Bald hast du Geburtstag. Dann gehören 24 Stunden dir. Oder 18. Dann müssen dich alle liebevoll behandeln. – Müssen sie?

Wieder diese Zweifel. Erneut, wie in den letzten Jahren immer, die Angst, sich feiern zu lassen. Wofür? Was ist an einem Durchschnittsmenschen Besonderes, das ihm ein Recht gäbe, Applaus entgegenzunehmen? Zu nicken beim Anhören preisender Reden? Ich finde nichts Kostbares an mir.

Früher, ja, da war der Jubel selbstverständlich. Der machte das Fest erst aus. Das Hochleben und die Geschenke bildeten den Rahmen eines wichtigen Ereignisses. Lang ist's her. Jetzt herrschen Hemmungen vor. Skrupel machen sich breit. Darf sich jemand zur Hauptperson erheben? Wäre nicht jeder ständig zu loben, der im Auf und Nieder des Daseins eine Balance findet, wenigstens das labile Gleichgewicht? Erbringt nicht jeder eine Dauerleistung, der am zugewiesenen Ort, an der selbstgewählten Stelle durchhält, komme, was wolle?

Die Vorstellung, mit Aufmerksamkeit überschüttet zu werden, ist mir peinlich. Als Pauken- und Trompetenschall eine Kollegin ins neue Dezennium geleitet, Sorge ich vor. Verbitte mir ähnlichen Aufwand. Betone, ich wolle von Sammelaktionen, Glückwunschkärtchen, Pultdekorationen nichts wissen. Die Belegschaft mimt Verständnis. Gibt sich tolerant. Aus Stirnfalten lese ich: Ilse hat den sozialen Koller. Da hilft nur eines – warten, bis der Anfall vorüber ist!

Ich bin geneigt, einen prinzipiellen Vortrag zu halten. Meine Empfindungen auszudrücken. Nach einer kurzen Einleitung verstumme ich. Was soll diese Belehrung? Das Team macht doch, was ihm richtig erscheint. Und richtig ist für fast alle das Hurra-gebrüll.

Für mich nicht. Nicht, wenn es mir gilt. Glaube ich – vier Wochen vor dem Ereignis.

Am Geburtstag wache ich spät auf. Beinahe zu spät, brumme ich, ausgerechnet heute! Dabei stehen sie sicher stramm, um mir die

Hand zu schütteln, sobald ich mich im Geschäft zeige. Wahrscheinlich legen sie schon im Morgengrauen ein paar Säckelchen für mich bereit. Da kann ich sie unmöglich warten lassen! Ich spüte mich. Erledige das Frühpensum in Rekordzeit. Haste zum Bahnhof. Treffe den ersten Gratulanten. Bin geschmeichelt, gerührt – verlegen natürlich auch. Denke: Der Anfang mit Begleitperson war nicht schlecht. Jedenfalls besser als mein verzweifelter Solospurt. Denke: Weiter so!

In der Firma sichte ich kein Bein.

Vielleicht haben sie meinen Tag nicht notiert, murmle ich, und ein gemischtes Gefühl beschleicht mich. Es besteht aus einem Anteil Traurigkeit, aus fünf Anteilen Hoffnung. Hoffnung auf den ganz gewöhnlichen Arbeitsablauf, auf pure Pflichterfüllung. Ohne Beiwerk, ohne Zierat. Ohne Glanz und Glimmer.

Ich setze mich in mein Büro. Hebe einen Stapel Manuskripte aus der Schublade. Versuche, mich auf geschriebene Zeilen zu konzentrieren – und verirre mich immer wieder in gehauchte Wörter: Wenn sie mich nun nicht schonen! Wenn ich zu heulen beginne! Ich ertrage Nettigkeiten so schlecht.

Was aber, wenn sie das wissen? Wenn sie mich keines ermutigenden Spruches würdigen? Wenn ich für sie nur als Redigiermaschine zähle?

Ich fürchte mich. Lege neun Uhr als Stunde der Wahrheit fest. Ist dann noch nichts geschehen, will ich meinen Geburtstag radikal vergessen ... Zehn vor. Hinter mir öffnet sich die Tür. Ich drehe mich um, sehe einen Lichterzug: drei Kameradinnen, den Chef. Sehe getragene Kuchen. Einen grossen, einen mittleren, zwei kleine. Zähle Kerzen, die auf dem Backwerk brennen, viele Kerzen, allzu viele für eine einzige Torte. So alt bist du schon! durchzuckt es mich, und ich lanciere einen Witz darüber, um die Feierlichkeit, die mir unheimlich wird, in Selbstironie aufzulösen.

Nun bin ich der Mittelpunkt einer fröhlichen Gesellschaft. Ich frage mich, wie ich darauf reagieren soll, schimpfe, grolle, spreche von nicht respektierten Wünschen. Doch tief in mir glimmt Freude.

Ich habe die Zuwendung nicht verdient. Davon bin ich überzeugt. Nächstes Jahr werde ich die Sonderbehandlung strikte ablehnen. Personenkult schadet nur ...

Ins Album

Am Radio hörte ich ein Interview mit einer Ethnologin, die davon sprach, dass man in ein Entwicklungsland Saatkartoffeln einführen wolle, damit die Bewohner auch Kartoffeln anpflanzen könnten.

Ob sie diese Knollen mögen? Ich war lange in Brasilien und weiss daher, dass man dort auf Reis, das Hauptnahrungsmittel, steht. Sogar wenn er rar und sehr teuer wird, bleibt man beim Reis; Kartoffeln sind nicht beliebt. Wenn es schon Kartoffeln gibt, dann Süsskartoffeln, die man bei uns weniger kennt und schätzt.

Die Ethnologin sprach auch von einer Schweizer Weberin, die man in dieses Land schicke, damit sie den Eingeborenen portugiesische Webereimuster beibringe.

Ist das wirklich nötig? Ich habe in sogenannten Entwicklungsländern Webarbeiten und handgefertigte Dinge angetroffen, die unseren Industrieerzeugnissen haushoch überlegen waren – in Farbe und Dessin.

Kürzlich las ich folgenden Satz eines Indianers: «Wir wollen nicht, dass man etwas für uns tut, wir wollen lediglich, dass man uns tun lässt.» Diesen «Wunsch» möchte ich der Ethnologin ins Album schreiben.

Hedy Gerber-Schwarz



«Hans nimmt es erstaunlich gelassen, obwohl ein gebrochener rechter Arm nicht leicht ist für jemanden, der mit schriftlichen Arbeiten zum Ausfüllen der Totozettel so belastet ist!»

Keine wahre Hilfe

Sehr geehrter Herr Professor, Spezialarzt für Psychiatrie
Kürzlich begleitete ich eine kranke, gehbehinderte Frau in Ihre Sprechstunde. Den Weg hätte ich allein in zwei Minuten zurückgelegt. Mit der Frau zusammen hatten wir gute 20 Minuten. Die Frau hatte sich den ganzen Vormittag über vorbereitet, hatte sich schön gemacht, das Kopftuch in die vorteilhaftesten Falten gelegt. In mühevoller Ar-

beit zogen wir noch Stiefel und Handschuhe über, und los ging's: fünf winzige Schritte, eine Verschnaufpause, fünf weitere Schrittlein. Die Frau keuchte. Doch wir schafften es. Punkt 11 Uhr sassen wir in Ihrer Praxis. Sie erschienen – hochgewachsen, gepflegt, der Gentleman in Person!

Mich durchzuckte augenblicklich der heftige Wunsch, Ihnen auch einmal ein Stündchen gegenüber sitzen zu dürfen und von meiner Jugendzeit oder wovon auch immer zu erzählen. Der Wunsch nach Nähe war offensichtlich einseitig. Streng schauten Sie uns an. An uns war, zugeben, nichts Umwerfendes – ab-

gekämpft, verschwitzt und zerzaust, wie wir waren. Sie hätten eine ganz andere Patientin erwartet, sagten Sie. Erschrocken starrten wir zu Ihnen auf. War alles umsonst gewesen? Doch gnädigst erlaubten Sie der Frau, schnell ins Sprechzimmer zu treten, bis die andere Patientin komme.

Wir schlurften «eilig» durch den Gang. Ich setzte die Frau so gut es ging in den Sessel und wollte mich verabschieden, um Einkäufe zu machen. Das solle ich nicht tun, meinten Sie, denn die andere Patientin könne jeden Moment kommen. Also setzte ich mich gehorsam in Ihr höchst geschmackvoll eingerichtetes Wartezimmer und blätterte in einem drei Monate alten Heftli.

Nach einer halben Stunde riefen Sie mich. Die Sitzung war zu Ende. Niemand war inzwischen gekommen. (Entschuldigen Sie den verwegenen Gedanken: Ob am Ende Sie sich getäuscht hatten?)

Ich half der Frau auf die Füsse. Gemeinsam schlichen wir den Gang zurück zur Garderobe. Mühsames «In-den-Mantel-Hüllen». Sie standen ungeduldig daneben und hielten mir den Rezeptzettel hin – den ich bestenfalls mit den Zähnen hätte entgegennehmen können – und sagten, wenn etwas wäre, dürften wir telefonieren. Endlich war es soweit: Ich nahm den Zettel, und Sie verabschiedeten sich rasch, zogen sich ins Sprechzimmer zurück. Die Tür blieb offen. Sie mussten also mitanhören, wie wir es anstellten, zur Tür hinaus in den Ausgang zu gelangen: Ich lehnte die Frau an die Wand, öffnete die Tür, dann knorzten wir über die Schwelle. Ich lehnte die Frau im Gang an die Wand, kehrte zurück, um die Tür zu schliessen.

Wie schön wäre es gewesen, wenn Sie der Frau in den Mantel geholfen hätten; wie wohltuend, wenn Sie uns die Tür gehalten hätten! Was hätten Sie sich vergeben, wenn Sie der kranken Frau mit einer einfachen Geste geholfen hätten? Sie sahen doch so elegant, so gebildet, so wohlherzogen aus!

Ich bin fest davon überzeugt, dass das der Frau mehr geholfen hätte als die verschriebenen Pillen.
Suzanne Geiger

Lieber Kräuter

für die Mund- und Zahnpflege. Die Natur hat herrlich gesunde und wirksame Pflanzen, und Trybol macht es so einfach, sie für die Mund- und Zahnpflege anzuwenden.

Bravo Trybol!

Trybol

Andere Seite

Als meine Tochter kürzlich auf eine Frage antwortete: «Weil es mir nichts bringt», ging mir plötzlich auf, wie bezeichnend dieser vielgebrauchte Ausdruck für das heutige Lebensgefühl mancher Menschen ist. In dem Ausdruck verbirgt sich die Konsumhaltung. Man trägt nichts bei und wartet darauf, dass «es» einem gebracht werde.

Eine Tagung «hat mir nichts gebracht», ein Kirchenbesuch «bringt mir nichts», ein Gespräch

«bringts nöd», usw. ... Wie steht es denn mit meinem Beitrag? Habe ich bei der Tagung mitgedacht und preisgegeben, was mich bewegt? Ging ich zur Kirche mit offenem Herzen? Hatte ich denn bei dem Gespräch Gespür für meinen Mitmenschen?

Vielleicht ist diese weitverbreitete, passive Haltung eine Reaktion auf den Leistungsglauben der Nachkriegsgeneration, auf den Glauben, dass alles machbar sei, wenn man sich nur recht bemühe. Nun hat, wie so oft, das Pendel zu weit auf die andere Seite ausgeschlagen. *Do Zeller*

Sanfte Emanzipation

Es ist eine sonderbare Sache mit den Schwiegermüttern. Die bösesten Witze, die auf Kosten der Frauen gehen, sind die Schwiegermutterwitze. Aber sie handeln immer nur vom Verhältnis Schwiegermutter/Schwiegersohn, nie von demjenigen der Schwiegermutter zur Schwiegertochter. Warum wohl? Steht es um die weibliche Solidarität doch besser, als es der Volksmund wahrhaben will?

Ich habe eine besonders gute und liebe Schwiegermutter erwischt. Als ich, in hausfraulichen Dingen völlig unerfahren, in die Schweiz kam, war sie es, die mich die ersten Wähen und Bircher muesli machen lehrte. Ohne ihren Beistand in diesen materiellen Belangen wäre mir der Anfang sicherlich noch viel schwerer gefallen. Ich konnte als Gegenleistung höchstens ein paar von der Bäckerin-Mutter geerbte Guezli-Rezepte beisteuern.

Ich bilde mir allerdings ein, auf einer anderen Ebene gewirkt zu haben. Damals, vor mehr als zwanzig Jahren, war das Frauenstimmrecht in der Schweiz noch ein unbekannter Begriff; etwas, das nur im barbarischen Ausland existierte, wo es vielleicht nötig war, aber doch nicht hier! Nun hatte aber schon meine Grossmutter als junge Frau das Stimmrecht besessen, und somit war bei mir ein gewisses selbstverständliches Interesse für die Politik vorhanden, das meine Schwiegermutter am Anfang überraschte und bestimmt auch befremdete. Mit der Zeit trafen wir uns nach guter helvetischer Sitte irgendwo in der Mitte. Politische Bewusstseinsbildung kann eben nicht nur am Stammtisch, sondern auch am Küchentisch bei Kaffee und Kuchen stattfinden.

Pirkko Laubacher

Orwell und kein Ende

Sollten Sie es immer noch nicht gelesen haben: Das Buch des Jahres wird jetzt auf mindestens zwei verschiedenen Radiosendern vorgelesen. Aber seit Anfang 1983 wird so viel darüber gesprochen und geschrieben, dass man es bald nicht mehr zu lesen oder zu hören braucht. Man kann sich ziemlich genau vorstellen, was es enthält. Es soll nichts Gutes sein, aber immerhin doch noch schlimmer als die Gegenwart! Der aktuellste Neujahrswunsch hiess denn auch: «Ich wünsche dir ein gutes 1984, wie es nicht im Buche steht.»

An einer Bushaltestelle in einem Dorf entdeckte ich den Kasten eines Turnvereins. Dort hiess es gross und tröstlich: «1984, das Jahr des Eidgenössischen Turnfestes.»

Haben die Turner jenes Dorfes den Orwell-Bann gebrochen, oder handelt es sich um reine Verdrängungstaktik? *Dina*



Kindergärtner

«... Sie hatte nur ihre Katzen gern, war eine richtige alte Jungfer, eigensinnig und überhaupt schon zu alt, um für die Kinder die notwendige Geduld und genügend Verständnis aufzubringen.» – Entnommen einem Leserbrief.

Gemeint ist eine 60jährige Kindergärtnerin – und gar noch ein «Fräulein»! Wie schön wären die Konsequenzen gegenüber dieser «alten Schachtel» und geschmähten Jumpfer, wenn das AHV-Alter bei spätestens 60 läge und nicht bei heute noch 62 Jahren und, was sich drohend abzeichnet, es nicht noch weiter hinaufgesetzt würde. Hier droht eine AHV-Korrektur auf dem Rücken der ohnehin überforderten berufstätigen und ledigen Frauen, die sich nicht bei Altersermüdung in den AHV-Schutz des Ehepartners begeben können.

Ob ein Kindergärtner mit 60 Jahren und darüber noch beruflich taufisch ist? Ob er die mühselige und undankbare Kleinarbeit so viele Jahre auf sich nimmt und jedes Jahr mit neuen Kindern wieder von vorne beginnt? Vom sozialen Standpunkt aus wäre ein Einzug der Männer in den Kindergarten wünschenswert, denn dann stiege das Ansehen des Berufes – und somit das Gehalt!

Elisabeth



ein edler Tropfen ohne Alkohol

Merlino

Traubensaft

Ein OVA-Produkt